

X

Im März 1944 kam die Nachricht wie ein Schock, mir stockte der Atem, wie nach einem unerwarteten Schlag in die Magengrube: Die Deutschen haben Ungarn besetzt. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten wir zwar nur sporadische Kontakte zur Familie, ab und zu einen Brief, wir machten uns aber nie Sorgen um sie, wir wussten es geht ihnen nicht schlechter als uns, die Verhältnisse in Ungarn waren denjenigen in Rumänien ähnlich. Einen dieser Briefe, vom Großvater geschrieben, voll Mahnungen und guten Ratschlägen, begleitet von lieben Zeilen von Vaters Schwestern und selbstverständlich vom großen schwarzen Stempel der Zensur, besitze ich noch immer in Kopie.

Kurz nach diesem Einmarsch formierte sich eine neue Regierung, rechtsextrem, sehr stark antisemitisch. Die nachfolgenden Ereignisse spielten sich ab wie in einem Altraum: Gettobildung, Deportation. Anfang Mai stand das Getto in Großwardein, alle wurden hineingetrieben, Péter mit seinen Eltern, Annus mit ihrer Familie, Ellus, Dolfi bácsi und seine Familie, und viele, viele Verwandte, Freunde, Bekannte. Nur die jungen Männer, die zu dieser Zeit im Arbeitsdienst waren, in der Ukraine, in Jugoslawien, irgendwo, wurden nicht erfasst. Die Ungarn machten das sehr flott. Nach drei, oder vier Wochen, nachdem sie jeden, von dem sie annahmen, dass er etwas besaß, so lange folterten, bis er sein Letztes herausgab, haben sie das Getto geleert. Sie packten die Menschen in Viehwaggons und brachten sie weg. Wohin, wusste man nicht. Diese schnelle Aktion war ja auch erforderlich, man brauchte Platz für die Juden aus der Umgebung. In dieser kurzen Zeit ist es der berühmt-berüchtigten ungarischen Gendarmerie gelungen, ihre Effizienz und Brutalität unter Beweis zu stellen.

Nachdem die Juden aus Großwardein fort waren, war der ländliche Bereich aus der Umgebung dran. Die ganze Familie aus Komádi - Großvater, Großmutter, die Familien Bleyer und Grosz, Béla und Erzsi wurden reingebracht. Sanyi Bleyer und Lajos Grosz waren nicht dabei, sie waren im Arbeitsdienst. Ferkó hatte Glück, er war in Budapest, wurde von dort zum Arbeitsdienst geholt. Nach kurzer Zeit war das Getto wieder leer, diesmal endgültig.

Großwardein war judenfrei und hat diesmal seinen zweiten, seinen folgeschwersten, bedeutendsten und nie mehr widerruflichen Tod erlebt.

Woher wussten wir von alldem? Die Nachrichten sickerten durch, der eine hörte dies, der andere das, Radio Budapest berichtete, wenn auch knapp, über die Ereignisse.

Irgendwann in Juni, erhielt Vater einen Anruf, zwei Kinder aus dem Gefängnis, wollten mit ihm sprechen. Es waren Márta und Robi Steiner. Mit der Familie Steiner aus Großwardein verband uns eine enge Freundschaft, Frau Steiner – Magda – war gute Freundin meiner Mutter, sie gingen auf dieselbe Schule. Sie besaßen in Großwardein eine große, stadtbekannte Bäckerei. Márta war in meinem Alter, unsere Freundschaft stammte noch aus den guten alten Zeiten vor dem Krieg. Robi war drei Jahre jünger, etwa elf – zwölf Jahre alt.

Vater holte sie aus dem Gefängnis. Sie waren in einem heruntergekommenen Zustand, zerfetzt, voller Läuse. Nachdem sie gebadet und angezogen wurden und nachdem sie ein kräftiges Abendessen bekamen, fingen sie an zu erzählen. Sie sind mit ihren Eltern, als Teil einer

größeren Gruppe aus dem Getto geflohen. Entweder waren sie die Einzigen oder einige der sehr wenigen, denen es gelang. Der Leiter und Organisator der Fluchtaktion war ein bekannter Frauenarzt und Schriftsteller, Dr. Kupfer. Bei der Flucht über die rumänische Grenze, die in unmittelbarer Nähe von Großwardein verlief, hat man sie voneinander getrennt, sie haben die Spur ihrer Eltern verloren. Sie wurden von den rumänischen Grenzposten aufgegriffen, die sie statt nach Ungarn zurückzuschicken, unter Aufsicht nach Temesvar eskortierten, wo sie unter Anklage der illegalen Grenzüberletzung im Gefängnis landeten. Die Rumänen schickten keinen einzigen Juden, dem die Flucht über die Grenze gelang, nach Ungarn zurück.

Márta wusste, dass wir in Temesvar lebten, und es ist ihr gelungen, meinem Vater eine Nachricht zukommen zu lassen. Daraufhin bewirkte er ihr Freikommen, mit den in Rumänien so wohlbekannten pekuniären Usancen. In Temesvar lebte ein ehemaliger Angestellter der Bäckerei Steiner, ein Rumäne, der Familie Steiner sehr zugetan, der Robi bei sich aufnahm. Márta blieb bei uns. Wie wir später erfuhren, den Eltern ist die Flucht reibungslos gelungen, sie sind ohne aufgehalten zu werden bis nach Bukarest durchgekommen, und wohnten dort bei Freunden, die ursprünglich auch aus Großwardein stammten.

Márta erzählte. Sie erzählte Grausamkeiten, obwohl sie die eigentliche Deportation nicht miterlebte. Sie erzählte über das Elend im Getto, über die Folter, über das missliche Benehmen der Bevölkerung, die Plünderung der zurückgelassenen Wohnungen, das unmenschliche Vorgehen der ungarischen Gendarmerie. Diese Erzählungen haben uns zum ersten Mal mit der grauenhaften Realität konfrontiert. Was folgte war Beklemmung, Schauer, Angst. Was geschieht mit der Familie, was mit den Kindern, den Erwachsenen, mit Großvater, Großmutter? Was kommt auf uns zu?

Nach einigen Wochen, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit, setzte Vater die Kinder in den Zug und schickte sie nach Bukarest, zu ihren Eltern.

Eines Tages bekamen wir eine Postkarte, ziemlich zerknittert, eine kurze Zeile mit Bleistift geschrieben, in Deutsch: Es geht mir gut, viele Küsse Pisti. Ort des Poststempels – Waldsee.

Wir wussten nicht was das bedeuten soll und nicht, wie teuflisch die ganze Sache war. Waldsee war Auschwitz – Birkenau.

Der Krieg kam immer näher, auf verschiedenen Wegen. Wir haben Luftangriffe erlebt, die Amerikaner am Tage, die Engländer in der Nacht. Am Fliegeralarm waren wir seit Langem gewöhnt, die Sirenen heulten ungefähr zweimal wöchentlich. Es waren Transportmaschinen, die von Russland über Temesvar Richtung Jugoslawien flogen, mit Nachschub für Titos Partisanenarmee. Wir kannten sie und nannten sie „Titobusse“. Anfänglich gingen wir noch in den Luftschutzkeller, später, als wir merkten, dass sie harmlos waren, blieben wir ruhig in der Wohnung. Alle Flüge, ob am Tage oder in der Nacht, ob sie harmlose Überflieger waren oder ihre Bomben über uns abwarfen, wurden von diesem fürchterlichen Sirenengeheul begleitet, die mir mehr Angst einjagten als die Bombenangriffe selbst. Es war etwas unbeschreiblich Beängstigendes in diesem Sirenton, als ob der Herr der Unterwelt persönlich seine Ankunft angekündigt hätte. Seit Kriegsende habe ich es nur sehr selten gehört, aber jedes Mal, wenn das

passierte, hatte ich ein Gefühl, ob mir jemand das Herz mit Eisenzangen zusammenpresste. Den ersten richtigen Luftangriff erlebten wir am Tage, er galt vornehmlich dem Bahnhof und seiner Umgebung. Die Stadt selbst blieb größtenteils verschont. Der Nachtangriff kam unerwartet. Vater war nicht zu Hause, er war auf einer seiner Geschäftsreisen in Bukarest. Es fing mit dem üblichen Sirenengeheul an, wie immer wenn die Titobusse kamen; wir dachten an nichts Schlimmes und schliefen weiter. Es wurde aber lauter und lauter, Mutter weckte mich und sagte: "Geh auf den Balkon, und sehe nach, was draußen los ist, mir scheint diesmal könnte es etwas Ernsthafteres werden". Ich ging hinaus, schlaftrunken, und sah mit halb geschlossenen Augen etwas Wunderbares. Die Stadt strahlte vor Licht, sie war hell erleuchtet, am Himmel schwebte ein übergroßer Weihnachtsbaum. Es war die übliche vorbereitende Beleuchtung vor dem Luftangriff. Ich war so schläfrig, wie man nur mit fünfzehn, aus dem tiefen Schlaf gerissen, sein kann. „Es ist nichts – sagte ich – wir können ruhig weiter schlafen.“ Da fielen auch schon die ersten Bomben, der Krach war unbeschreiblich. So wie wir waren, im Schlafanzug und Pantoffeln, sind wir in den Keller gerannt. Der war schon voll mit zitternden, ängstlichen Menschen. Ich hatte von den Luftangriffen nie Angst. Die Zuversicht, die ich hatte, war nicht rational, aber irgendwie nachvollziehbar. Das sind die unseren, die werden mir doch nichts antun!

Während der fürchterlichen Ereignisse in Ungarn läutete die Endphase des Krieges ein –die Alliierten landeten in Frankreich. Obwohl spät, allzu spät, sie waren schon alle weg, deportiert, wer weiß wohin, keimten die Hoffnung und die Zuversicht wieder auf. Jetzt kann es wirklich nicht mehr lange dauern. Jetzt kommt die Familie aus der Verbannung zurück.

Am Anfang bewegte sich die Front noch langsam, viel zu langsam für unsere strapazierten Nerven, wir wussten aber, die Deutschen sind am Ende. Jede Meldung über Luftangriffe auf die deutschen Städte, Hamburg zerbombt, Berlin zerbombt, waren Genugtuung für mich, für uns alle.

Die Lage der Juden in Rumänien war prekär. Für uns war klar, unser Leben hängt wirklich an dem sprichwörtlichen seidenen Faden, es war ein Wettrennen mit der Zeit. Von der Verwandtschaft in Ungarn bekamen wir keine Nachricht, wir wussten nicht, ob sie noch am Leben sind. Geht der Krieg zu Ende, bevor man uns auch deportiert? Es schien so, dass die Rumänen ihre Juden den Deutschen nicht ausliefern wollten, aus welchem Grund auch immer. Es war für sie unvorstellbar das gesamte jüdische Vermögen den Deutschen zu überlassen, statt es selbst zu behalten. Man munkelte seit einiger Zeit auch über die Möglichkeit eines Separatfriedens, in dem die Juden, hoffte man, eine gute Verhandlungsmasse abgeben würden. Der deutsche Gesandte in Bukarest, Manfred von Killinger, wurde immer öfter bei der rumänischen Regierung, persönlich beim Marschall Antonescu vorstellig, um die Auslieferung der Juden zu beschleunigen. Bis jetzt wurde er immer wieder getröstet. Ich weiß nicht, woher wir das wussten, die Nachrichten kreisten mit einer unvorstellbaren Geschwindigkeit, jeden Tag erfuhren wir etwas Neues.

Man wusste vieles, und wir, dank unserer Informationen aus Ungarn, wussten noch mehr. Wir wussten nicht mit Sicherheit, dass man unsere Verwandte in den Tod führte, aber wir ahnten es. In diesen wirren Kriegszeiten ist es Zionisten gelungen ein Schiff aufzutreiben, um ihre besten Leute nach Palästina zu retten. Die Aktion, wie so manches in Rumänien, war weder legal, noch illegal. Sie war nicht erlaubt, war auch nicht verboten. Das Schiff hatte Platz für einige Hundert Personen, zionistische Persönlichkeiten, junge Leute, die Zukunft Israels und einige wohlhabende

Juden, die Finanzierer der gesamten Aktion. Wie auch immer, Vater ist es gelungen, für uns Plätze auf diesem Schiff zu verschaffen. Es war ein türkisches Schiff, hieß Mefkure, und sollte irgendwann im Juli aus dem Hafen von Constanța auslaufen. Wir haben unsere Sachen, mit höchstmöglicher Diskretion und Vorsicht, in den Händen von Vaters absolut zuverlässiger Sekretärin – Duci - zurückgelassen und Ende Juni sind wir nach Bukarest geflogen. Das war die erste Flugreise meines Lebens. Der Flugplatz in Temesvar war eigentlich eine große Wiese, auf der, neben einigen weidenden Kühen, ein kleines Flugzeug stand. Es war eine britische Maschine mit zehn Sitzplätzen. Es flog nicht sehr hoch und ruckelte die ganze Zeit. Mutter ging es sehr schlecht, sie hat sich mehrmals übergeben.

In Bukarest hatten wir auch Verwandte. Artur Reismann, Großmutter's Cousin, lebte dort mit seiner Frau Lujzi und ihren zwei Töchtern – Kató und Zsuzsi. Die Töchter waren inzwischen erwachsen, Kató mit ihrem Mann wohnte in der Provinz, Zsuzsi war mit einem Grafiker verheiratet – heute hieß er Designer – und lebten in Bukarest. Sie nahmen uns in Empfang, meine Eltern zogen in ein Hotel, nicht sehr schäbig, nicht sehr sauber, führte aber den stolzen Namen Grand Hotel. Ich wohnte bei Lujzi und Artur.

Bukarest hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Seit fünf Jahren, seitdem ich zuletzt in Budapest war, habe ich keine Großstadt mehr gesehen. Die breiten Alleen, die vom Flughafen in die Stadt führten, waren von Blumen flankiert, es war Sommer und die Polizisten, die den Verkehr mit Eleganz regelten, trugen weiße Uniformen, es fuhren viele Autos auf den Straßen, Straßenbahnen und Busse, es war einfach toll.

Als Erstes suchten wir die Steiners auf, Mutter und Magda freuten sich sehr auf das Wiedersehen und führten ihr endloses Gespräch dort fort, wo sie wahrscheinlich vor zehn Jahren aufgehört haben. Mit Marta verstand ich mich auf Anhieb, wir hatten die gleichen Interessen - Poesie, Kunst und lauter unnützes Zeug. Als Dritte im Bunde gesellte sich Mariann zu uns, die hübsche und für ihr Alter ziemlich reife Tochter der Familie Adorján, die Freunde der Steiners, bei der sie Zuflucht fanden. Sie war sehr appetitlich, machte mir unmissverständliche Avancen, auf die ich mit Verärgerung reagierte, da weibliche Reize wirkten damals viel weniger eindringlich auf mich als gepflegte Gespräche über die tiefsinnigen Probleme dieser Welt. Ich war links eingestellt, suchte nach Gerechtigkeit, und war fest davon überzeugt, sie irgendwann zu finden. Bei dieser Einstellung kam mir die Begegnung mit Joska Cova, der Mann von Zsuzsi gerade zu Recht. Joska war Kommunist, Mitglied der illegalen kommunistischen Partei. Er wollte mich in seinem Sinne beeinflussen, es ist ihm auch leicht gelungen; der Acker meiner Seele, in dem er seine Saat pflanzen wollte, war dafür schon gut vorgedüngt.

Die Kommunisten waren die großen Verführer dieser Zeit, sie waren die irdischen Erlöser, sie befriedigten die Sehnsucht junger Idealisten. Alles passte zusammen, alles war so wunderbar romantisch. Die Gerechtigkeit, die Gleichheit unter Menschen, die Moral als Maßstab aller Dinge, die herrlichen Lieder die noch aus dem Spanischen Bürgerkrieg stammten und vor allem die Lösung des Judenproblems, als selbstverständliche Konsequenz einer Gesellschaftsordnung, in der alle Menschen gleich sind, in der niemand wegen seiner Religion, Hautfarbe oder Herkunft benachteiligt werden kann. Mit einem Strich wird man sein Judensein los, man wird einfach Mensch. So habe ich mir den Kommunismus vorgestellt, genauer gesagt, herbeigesehnt. Das

wäre nicht einmal so schlimm gewesen, ich war vierzehn Jahre alt und politisch völlig unerfahren, aber ich vermute, viel erfahrener war Joska auch nicht. Marta hatte die gleiche Einstellung wie ich, und wir haben unsere politische Überzeugung mit Rezitieren von dazu passenden Gedichten begleitet.

So wurde ich Kommunist, während meine Klassenkameraden, fast alle, Zionisten waren. Wir suchten aber alle, auf unterschiedlichen Wegen, die Antwort auf unsere wichtigste Frage, wie wird man der Jahrtausenden alten Verfolgung, Ausgrenzung, Demütigung, Ermordung endlich los. Damals glaubten wir noch, dass es dafür eine Antwort gibt.

Der Krieg konnte nicht mehr sehr lange dauern, die Rote Armee kam immer näher. Für Marta und mich waren die Sowjets die Heilbringer. Umso empörter waren wir, als Herr Adorján, Marianns Vater, ein gewiefter Geschäftsmann, von ziemlich relativer Ehrlichkeit, uns sagte, wir sollten uns nicht so früh auf die Russen freuen, er sähe nämlich keinen so großen Unterschied zwischen den Nazis und den Kommunisten. Er gehörte nicht zu den Naiven.

Die Zeit verging, der Termin für das Auslaufen des Schiffes wurde immer wieder verschoben. Die Wartezeit verging schnell für mich, ich war stark beschäftigt. Oft war ich im zentralen Büro des zionistischen Dachverbandes, der die Reise organisierte, um bei deren Arbeit zu helfen und neue Nachrichten zu erfahren. Ich traf dort auf Bekannte, Schulkameraden aus Temesvar. Joska hatte ein kleines Atelier, ihn besuchte ich oft und wir fachsimpelten über die rosige Zukunft, die uns im Kommunismus erwarten würde.

Ich lernte junge Leute in meinem Alter kennen, sie zeigten mir die Stadt, unter anderem das jüdische Theater Barasheum. Es war ein gutes Theater, sie spielten Revue, Kabarett, kleinere Stücke, es funktionierte fast ohne Unterbrechung während des langen Krieges. Das gehörte auch zu den schwer erklärlichen Widersprüchen dieser Zeit.

Gingen wir aus, um auf eine Terrasse Eis zu essen, achteten wir darauf, wegen der mangelhaften Rumänischkenntnisse meiner Eltern, uns deutsch zu unterhalten, Ungarisch war verpönt und es war nicht ratsam es in der Öffentlichkeit zu sprechen.

Der Aufenthalt in der Wohnung der Reismann war gänzlich von Arturs Redefluss beherrscht. Er erzählte seine endlosen Geschichten aus dem Ersten Weltkrieg ohne Unterbrechung und ohne Rücksicht auf seine Zuhörer, manchmal sogar dann, wenn er alleine im Zimmer saß und die einzigen, die ihm zuhörten waren die Ohren der Wände. Er sprach über Kameraden, Gefechte, Paraden, Uniformen, Ungerechtigkeiten, die ihm widerfuhren, und nur Gott weiß wovon noch. Keiner hörte zu, keiner nahm ihn ernst. Unangenehm wurde es in den Nächten mit Fliegeralarm, wenn wir im öffentlichen Luftschutzbunker der benachbarten staatlichen Sozialversicherung, in Gesellschaft von sehr vielen Unbekannten aus der Nachbarschaft, übernachteten mussten. Dort redete er nämlich weiter und das machte die Leute, deren Nerven schon stark belastet waren, unruhig. Manchmal kam es sogar zu kleineren Reibereien.

In einer der Nächte, die wir im Luftschutzkeller verbrachten, kam es tatsächlich zu einem so großen Luftangriff, wie ich in Temesvar noch nicht erlebt habe. Die Wände zitterten, die Bomben krachten, die Frauen weinten, knieten vor ihren Heiligenbildern nieder, schlugen Kreuze und beteten lautstark in hohem Falsett. Als der Angriff zu Ende war und wir den Keller verließen, stand

die Stadt in Flammen, es brannte lichterloh. Das Hotel meiner Eltern war am anderen Ende der Innenstadt, gegenüber von der Hauptpost, drei bis vier Kilometer von uns entfernt. Die Gerüchteküche brodelte, immer neue und neue Hiobsbotschaften machten die Runde. Der Königspalast sei getroffen worden, die Universität brennt, die Hauptpost hätte einen Volltreffer bekommen. Als ich von der Post hörte, zog sich mein Herz zusammen und rannte los. Ich rannte durch das brennende, nächtliche Bukarest, durch vollgestopfte Straßen, Feuerwehrautos rasten mit Sirenengeheul, die Menschen kreischten, ich rannte und rannte, von der Angst gejagt, es war gespenstisch, es war infernal. Als ich ankam, außer Atem, stellte ich fest – die Post brennt nicht, weit und breit keine Spur von Bomben, das Hotel und seine Umgebung gehörten zu den ruhigsten Ecken in der Stadt. Meinen Eltern ging es gut, sie waren in ihrem Hotelzimmer, sie haben sich schon hingelegt.